

**Zeitschrift:** Heimatbuch Meilen  
**Herausgeber:** Vereinigung Heimatbuch Meilen  
**Band:** 22 (1982)  
  
**Artikel:** Die Herberge in Obermeilen : 1929-1962  
**Autor:** Herzog, Fritz  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-953876>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 17.02.2026

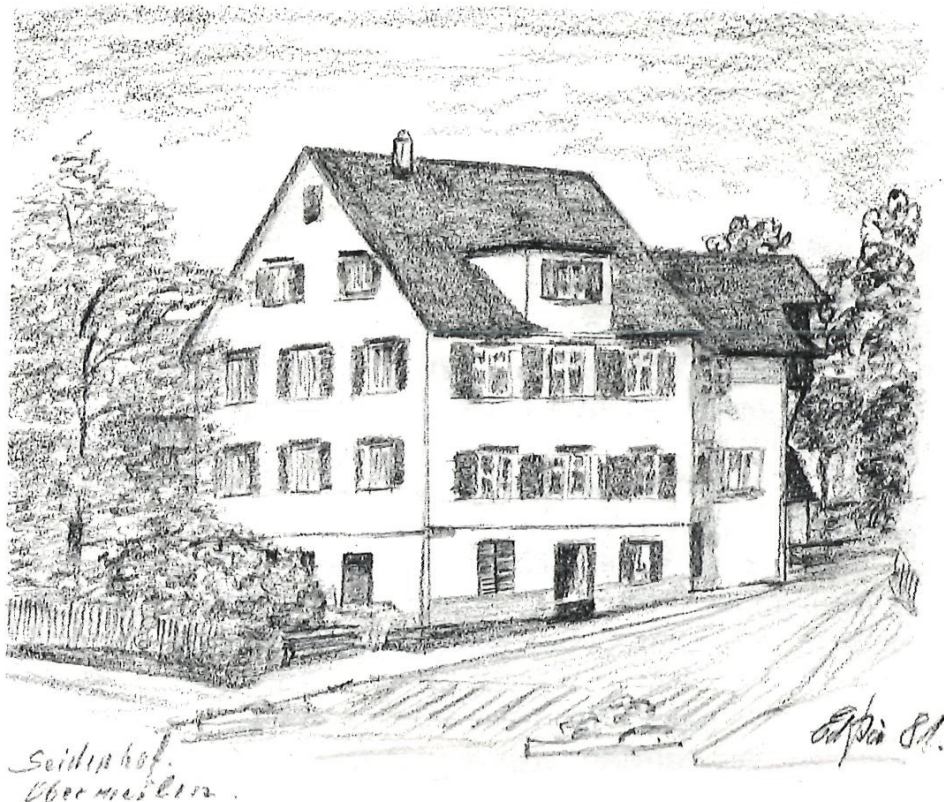
**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Die Herberge in Obermeilen

Fritz Herzog

1929 – 1962

Als im Jahre 1912 meine Eltern die Liegenschaft mit der Versicherungsnummer 709 anlässlich einer Gant für etwas mehr als 4700 Franken erwarben, entsprach der Kaufpreis durchaus dem Zustande des Gantobjektes. Nur ein ganz optimistischer Schreiner konnte sich an den Ausbau eines so baufälligen Hauses wagen. Sogenannte Hühnertreppen führten von einem Boden zum andern und die Wände waren aus rohem Kistenholz gezimmert. Noch vor dem Einzug in das neu erworbene Heim brannte der westliche Anbau – ausgerechnet der beste Teil der Liegenschaft – aus; der frühere Besitzer hatte in nicht ganz nüchternem Zustand mit seinem Rauchzeug den eigenen Strohsack in Brand gesteckt, dabei aber auch sein Leben verloren. Zwei Jahre später musste Vater Herzog als emigrierter Elsässer in deutschen Kriegsdienst einrücken, seine Frau und drei unmündige Kinder zurücklassend. Das Elsass wurde 1918 französisches Gebiet, und so ist denn mein Vater als Franzose aus deutschem Dienst zurückgekehrt. Vielleicht hat der deutsche Militärdienst die Grundlage zu seiner Tätigkeit gelegt, der nachstehend einige Reminiszenzen gewidmet sein sollen. Zwischen den beiden Weltkriegen sind in verschiedenen



Der Seidenhof an der Seestrasse/ Seidengasse, hinten angebaut die ehemalige Herberge.



Die Herberge an  
der Seidengasse,  
Federzeichnung  
von Noldi Stutz.



Kantone Fürsorgeorganisationen zur Unterstützung armer Durchreisender geschaffen worden. So auch im Kanton Zürich. Im Bezirk Meilen wurde diese Aufgabe durch einen interkommunalen Verband «Naturalverpflegung des Bezirkes Meilen» übernommen. Zur Zeit, da der Stern in Meilen noch eine alkoholführende Wirtschaft war, wurde dort auch eine Herberge für diese armen Durchreisenden betrieben. Mit der Umwandlung dieser Wirtschaft in einen alkoholfreien Betrieb ging dann aber die Herberge ein. Nach einigen Jahren «herbergloser Zeit» konnte ab 1929 unter der Führung von Albert Herzog an der Seidengasse wieder eine Unterkunft für «Walzbrüder» installiert werden.

«Walzbrüder» oder «Kundi» nannte man die meistens arbeitsscheuen Tippelbrüder der Landstrasse. Im Gegensatz zu den heutigen sesshaften Clochards waren die ehemaligen Kundi dauernd unterwegs. Die Walz hatte zu jener Zeit längst nicht mehr die Bedeutung der früher üblichen Handwerkerwalz. Ganz vereinzelt zwar pflegten noch deutsche Zimmerleute diesen edlen Brauch und kehrten auch in der Herberge in Obermeilen ein. Aber auch unter diesen gingen nicht mehr alle um des Handwerkes willen auf die Strasse. So kann ich mich erinnern, wie eines Abends ein Zimmermann in weiten Manchesterhosen mit Rucksäcken und rotem Zimmermanns-Emblem um den Hals aus sämtlichen Taschen



Räppler und Fünfer zusammensuchte, um endlich 49 Rappen auf den Tisch mit den Worten zu legen: «Mehr hab i net!». Eigentlich hätte er 70 Rappen für Übernachtung, Nacht- und Morgenessen zahlen sollen. Trotzdem wurde er gut gepflegt und erhielt ein warmes Bett. Anderntags wurde dann bei der obligatorischen Fremdenkontrolle durch den Ortspolizisten ein Sparbuch mit Fr. 4500.– zu Tage gebracht. Daneben wies er sich mit einem speziellen deutschen Wanderbuch aus, in welchem verschiedene Klöster und Pfarrämter dem Zimmermann einen besonders frommen Lebenswandel attestierten. Später erfuhren wir, dass nach Abzug aller Wirtshauschulden vom Sparguthaben nichts mehr geblieben sei.

Manch einer der Wandergesellen verstand es meisterhaft, die Mildtätigkeit der Bevölkerung ausgiebig zu nutzen. Besonders die Spendgüter der Pfarrämter wurden recht oft geschröpft. Manchmal bereisten psychologisch recht einfühlsame Typen unsere Landstrassen. «Es ist doch kein Problem, zu Mostgeld zu kommen», meinte einmal einer, «klopfe ich an einem reformierten Pfarrhaus an, so lasse ich ein Neues Testament etwas aus der Rocktasche gucken, stehe ich aber vor der Türe eines katholischen Pfarrhauses, dann ist es eben der Rosenkranz, den ich zufällig aus der Tasche fallen lasse. Beides verhilft mir zu einem anständigen Batzen, und wenn ich's zeitlich gut einteile, liegt meistens noch eine Suppe drin!»

Oft plauderten die Herbergsbesucher von der «Katzenmutter». Es muss jemand in Stäfa gewesen sein, der stets eine offene Hand für die Tippelbrüder hatte. Kaum einer von den Hunderten, die im Verlauf der Jahre dem rechten Seeufer entlang wanderten, liess diese Zwischenstation aus; bei totaler Ebbe im Geldsack nahm man einen Abstecher selbst von Uster nach Stäfa in Kauf. Allerdings, mehr als 10 Batzen aufs Mal lagen nie auf dem Brettchen, das die unbekannte Gönnerin den Bettlern durch die Jalousien schob. Doch was ein rechter Kundi ist, weiss sich zu helfen: so klopft er einmal mit Kittel, einmal ohne Kittel, eine Stunde später noch mit gewendetem Rock oder Mantel an das Fenster – selbst das Betteln schien nur eine Frage der Organisation. In der Herberge bot man sich am Abend die Tricks frei und frank herum. Natürlich kannte auch die Stäfner Polizei das beliebte Ausflugsziel der Vagabunden. Mancheiner musste von dort weg die Reise in die Heimatgemeinde antreten. Doch einmal bekam es einem Hüter der Ordnung nicht gut, als er in der Scheune nebenan auf der Lauer lag. So ein alter Röhrenfuchs bemerkte eben des Hüters Velo rechtzeitig und flugs stiess er den Scheunenriegel zu und hielt sich so für einige Zeit die Polizei vom Halse! Auch diese Geschichte wurde am Feierabend in der Herberge in echtem Kundilatein zum besten gegeben. Auch der Herbergsvater hielt in solchen «leichten Fällen» dicht.

Eins aber muss ich den ehemaligen Tippelbrüdern zugute



halten: über Polizisten habe ich nie Negatives oder Kraftausdrücke gehört. «D'Schmier» war schon ein kräftiger Ausdruck, da musste einer schon einen besonderen Ärger mit dem Landjäger gehabt haben. Im Gegenteil, es schien ein unterschwelliges Vertrauensverhältnis zwischen den beiden so unterschiedlichen «Berufsgattungen» zu bestehen. So trafen eines Abends Pat und Patachon, wie wir die beiden in Anlehnung an zwei dazumal berühmte Komiker nannten, ausnahmsweise nicht zusammen ein. Der kurze und gedrungene Patachon erzählte uns weshalb: Auf dem Bellevueplatz in Zürich, der natürlich dazumal noch recht klein war und auf dem der Verkehr noch durch einen Polizisten von Hand geregelt wurde, war der beinahe zwei Meter lange Pat hinter diesen verkehrsregelnden Mann geschlichen – natürlich mit etwas Öl am Hut – und hatte über dessen Kopf stets die gegenteiligen Verkehrszeichen gegeben! Dies ging so etwa eine Minute, bis sich der Verkehrsregler drehte und dem Pat eine so gesunde Ohrfeige von unten nach oben reichte, dass dieser der ganzen Länge nach aufs harte Pflaster fiel. Vom Odeon her hatte Patachon dieses Spiel beobachtet und sich schleunigst über die Forch nach Meilen verdrückt. Er meinte, der Lange werde wohl eine Nacht in der Kaserne ruhen! Aber welch Wunder, auch Pat erschien noch am gleichen Abend. Bei der Ohrfeige sei es geblieben, aber er habe sich auch «tiffig» davon gemacht. Mach dies einer heute!

Übrigens konnte der lange Pat mit seinen Händen phantastisch die Trompete mimen. So kreuzte er bei anderer Gelegenheit in der nahen Yachtwerft Portier auf – trompetend, versteht sich – um als «fremder Lokomotivführer» nach Arbeit zu fragen. Der Chef aber war auf einem Boot tätig, das nur über ein schwankendes Brett erreichbar war. Und da eben nicht beides möglich war, blasen und balancieren, tauchte der Zweimetermann ins kühle Nass! Die Belegschaft rettete ihn und «glücklicherweise» hatte man auch keinen Job für ihn. Aber nachdem er sich in der nahen Traube erst einmal tüchtig aufgewärmt hatte, erfuhr man, dass die Eskapade doch ein reichliches Zechgeld eingetragen habe.

Natürlich sind nicht nur gemütliche Typen auf der Landstrasse gewandert, unter den unsteten Chlochards waren auch Choleriker zu finden. Die Herberge gratis benutzen durfte, wer mindestens 15 Kilometer zurückgelegt und die Herberge im vergangenen halben Jahr zuvor nicht schon aufgesucht hatte. Zudem musste einer im Vierteljahr mindestens 14 Tage gearbeitet haben, auch durfte er nicht auf einer schwarzen Liste zu finden sein. Straffälligkeit und unkorrektes oder renitentes Benehmen auf Strassen oder in Herbergen führte zum Eintrag in diese jeden Monat neu verfasste Liste. Herbergsbesuche und Arbeitsbescheinigungen wurden in einem mitgetragenen Wanderbuch nachgeführt. Die Kontrolle hierüber besorgte in Meilen der unvergessliche Küfer Demuth an der Kirchgasse. Bevor jeweils die Herberge aufgesucht werden konnte, musste der Wanderer an dieser Kontrollstelle





Die Herbergs-  
eltern Herzog.

Heimatschein und Wanderbuch zum Eintrag vorweisen. Erst wenn sich alles in Ordnung erwies, erhielt der Mann den Gutschein für die Herberge. Oft war Herr Demuth der Blitzableiter für einen hässigen oder angetrunkenen Kundi. Kam gar einer vor Termin und musste er diesen darauf aufmerksam machen, brauchte es viel Weisheit, den Mann ohne Gutschein hinauszukomplimentieren. Manch einem mag er auch das Zehrgeld gleich in bar mitgegeben haben. Der kleine Küfer genoss bei den Kundis ein grosses Ansehen. So kreuzte denn einmal an einem regnerischen Herbstabend so ein Choleriker an der Herbergstüre auf, um die Naturalverpflegung zu beanspruchen. Doch selbst nach zwanzig Kilometern Marsch im Regen musste er halt doch erst nach Meilen zu Küfer Demuth, um sich einen Gutschein zu besorgen. Da gab es keine Ausnahme. Verärgert schlug er die Herbergsstüre zu, nicht ohne dem Herbergsvater zu verspre-



chen, er werde sich nachher erschiessen. Eine halbe Stunde später war er zurück. Zuerst aus den nassen Kleidern, in warme Pantoffeln, dann eine dicke Kostsuppe mit Most und Käse! Wie er später die Toilette aufsuchte – eine mit oben offener Türe – streckte ihm mein Vater einen scharf geladenen Revolver über die Türe mit dem Hinweis, er habe sich doch erschiessen wollen, hier sei das Gerät dazu. Ich kann den Ausdruck nicht wiederholen, mit welchem der wieder aufgemöbelte Mann die Waffe zurückgewiesen hat. Wie doch trockene Kleider, freundliche Aufnahme und ein voller Magen aufs Gemüt wirken! Keine Spur mehr vom Erschiessenwollen! Der anschliessende Jass hat den müden Wanderer wieder vollends ins psychische Gleichgewicht gebracht. Unsere Mutter war wirklich die geborene Herbergsmutter. Keiner der Kundis hätte sie je mit dem Namen angesprochen, für alle war sie einfach «die Mutter». Sie wusste, dass fröhliches Gehabe und währschafte Kost des Landstreichers Herz anzurühren vermag. Oft mussten wir Kinder warten, weil zuerst die Brüder der Landstrasse an der Reihe waren. Neben aller Arbeit im Haushalt und mit uns Kindern vermochte sie in den Jahren der Herberge, Hunderte von Sockenpaaren zu waschen und zu flicken, Hemden und Unterwäsche in Ordnung zu stellen. Das «danke Mutter» der verkommensten Gesellen hat sie für alle Unbill, die es eben auch zu ertragen galt, reich entschädigt.

Da sehe ich noch den Tippelbruder mit dem Meilemer Heimatschein. Leicht melancholisch tritt er unter die Haustüre, immer gleich, jedes halbe Jahr: «Mueter, de Riichlig isch halt immer no de gliichlig!» Mit diesem Ausspruch oder Notschrei hat er sein ganzes Elend ausgedrückt, immer wieder derselbe, und er blieb es bis zuletzt! Selbst bei der allerbesten Suppe hat er den Teller randvoll mit Essig und Most nachgefüllt und mit möglichst überreifem Appenzellerkäse nachgewürzt. Der Alkohol hatte ihn zur Ruine ausgelaugt, so dass ihm nur noch ganz scharfes Essen einen Genuss bot. Nach zwei schweren Magenoperationen starb er im Kreisspital Männedorf.

Vergorener Most war das Hauptgetränk der Wandergesellen, alles andere war «unerschwinglich». In der Herberge kostete das 4-Deziliterglas (der grosse Most) dazumal 15 Rappen. Mehr als zwei Gläser pro Mann und Abend wurde nie ausgeschenkt. Hierin war mein Vater sehr streng. Diese freiwillige Kontingentierung löste manchmal recht heftiges Murren und Aufbegehren aus, und so versuchte mancheiner, sich vor dem Aufsuchen der Herberge in den nahen Wirtschaften einzudecken. Besonders in der ersten Zeit waren Betrunkene eine fast tägliche Erscheinung. Aber mit solchen Tippelbrüdern war Vater Herzog ebenso konsequent wie mit der Mostkontingentierung. Wer zu viel «Öl am Hute» hatte oder sich gar renitent benahm, dem wurde erbarmungslos die Türe gewiesen: «Schlaft, wo ihr getrunken habt!». Es musste schon sehr kalt sein, bis einer mit einer «Fahne» ein



Logis zugesprochen erhielt. Der machte dann allerdings eine Sonderkur durch. Da anfänglich die ganze Wandergesellschaft durch und durch verlaust war, wurden bei uns alle geduscht: diese Prozedur führte der Herbergsvater persönlich durch, und auch mit dem wildesten Protest konnte keiner kneifen. Wenn alle diesbezüglichen Verwünschungen in Erfüllung gegangen wären, hätten diese Zeilen wohl nie zu Papier gebracht werden können. Doch alle Flüche und persönlichen Ausfälle verhallten an den Sandsteinmauern des über dreihundertjährigen Waschhauses an der Seidengasse! Wer gar Läuse auf sich trug, der wurde am ganzen Körper mit der «Flitspritze» behandelt. – Wenn irgendwo das Sprichwort vom rauhen Keil auf groben Klotz zutrifft, dann wohl am ehesten im Zusammenhang mit der Behandlung dieser Typen. Wer übrigens Läuse hatte, dessen Habe wurde ausserhalb des Hauses in einem besonderen Kasten geschwefelt. Zwei bis drei Schwefelschnitten genügten, um allen Kleintieren ein Ende zu schaffen. Nur dank diesen drastischen Massnahmen blieb unsere Familie die ganzen Jahre hindurch «lausfrei». Ironischerweise brachte der Schreiber dieser Zeilen als Kind Läuse aus der Schule nach Hause; doch waren es nur die harmlosen Kopfläuse, die, richtig behandelt, in zwei Tagen verschwunden waren.

Weit schlimmer als die Lausträger waren jene, die Krätzmilben auf sich trugen. Sie fielen auf durch ihr stetes Kratzen an den Fingerwurzeln. So einer wurde jeweils noch am gleichen Abend durch die Polizei per «4. Klasse» ins Dermatologische Institut nach Zürich geführt. Wer dazumal dann jene Behandlung mitmachen musste, der hütete sich fortan vor weiterer Ansteckung!

Die bereits vorher angesprochene Sonderbehandlung von Betrunkenen bestand in einer sehr einfachen aber wirkungsvollen Entnüchterung. Im Douchenraum stand für solche Zwecke stets ein Stuhl bereit, bei dem das Sitzgeflecht herausgeschnitten war. Ein Betrunkener wurde einfach in diesen Stuhl hinein komplimentiert, meistens mit kräftiger Nachhilfe. Wer einmal drin war, konnte sich kaum mehr selbst befreien. Dass der Stuhl natürlich genau unter der Brause plaziert war, bemerkte jeder erst zu spät. Spätestens nach ein bis zwei Minuten kaltem Wasserstrahl konnte auch ein schwer Betrunkener sich wieder selbst erheben. Manch einer, der uns darob am liebsten das Haus angezündet hätte, musste anderntags durch die Herbergsmutter regelrecht aus dem inzwischen lieb gewordenen Aufenthalt verjagt werden, denn bis 9 Uhr mussten die Jünger der Strasse wieder auf dem Tippel sein. Auch hier gilt die alte Regel: Härte wird gut ertragen, wenn damit ein warmes Nest und gute Verpflegung verbunden sind.

Übrigens gab es Herbergen, die gerne aufgesucht und solche, die gemieden wurden. In unserer Nachbarschaft waren Wandererunterkünfte in Rapperswil, Wald, Rüti, Dürnten, Uster und Zürich eingerichtet. In Zürich hatte schon zu jener



Zeit die Heilsarmee die Herberge «zur Heimat» übernommen, heute bekannt unter der Bezeichnung Obdachlosenheim «zur Heimat».

Wie schon erwähnt, musste der «Obdachlose» zwischen zwei Herbergen mindestens 15 Kilometer zurückgelegt haben, um in den Gratisgenuss einer Übernachtung mit Verpflegung oder einem Mittagessen zu kommen. Um die doch manchmal recht verkommenen Gesellen von der Strasse fern zu halten, durften Kundis übers Wochenende, d.h. von Samstagabend bis Montagfrüh, in einer Herberge bleiben. Über solche Tage wurden natürlich Herbergen mit gutem Ruf in bezug auf die Behandlung und besonders die Verpflegung bevorzugt. So waren bei uns in Obermeilen übers Wochenende manchmal 30 bis 40 Mann einquartiert. Wie wir da als Familie noch Platz hatten, ist mir heute noch ein Rätsel.

Trotz der bescheidenen Entschädigung von Fr. 3.50 für das ganze Wochenende, wurde immer eine gute und reichliche Verpflegung abgegeben. Das Morgenessen an Sonntagen bestand immer aus Kakao, Brot und Käse; Butter gab es damals nur für «feine» Leute, und als solche hielten sich die Wandervögel wohl in weiser Selbsterkenntnis nicht. Ein besonders ausgiebiges Pilzjahr bescherte uns einmal am Pfannenstiel in reichlichem Masse Eierpfifferlinge. Der Herbergsvater sammelte an einem Sonntagmorgen zusammen mit einigen seiner Schützlinge eine volle Tragtasche dieses herrlichen Waldgemüses. Mit Suppe und Reis war es eine Gaumenfreude. Doch ein alter bärtiger Kerl hatte Pilze nicht gerne und liess sogar die edle Sauce stehen. Auf vielfältigen Wunsch wurde am Nachmittag nochmals eine Portion Pilze gesammelt, damit auch das Abendessen zu einem Festessen wurde. Nun aber stand der Aussteiger vom Mittag den andern in keiner Beziehung nach. Das sei verd... gut, meinte er, er habe halt zuerst sehen wollen, ob keiner draufgehe! (Allerdings hat er sich dabei noch etwas derber ausgedrückt.)

An Weihnachten 1933 nächtigten 44 Mann in unserem Hause, neben sechs Familiengliedern eine kaum zu verkraftende Menge! Doch am Abend des ersten Weihnachtstages bat noch ein Mann in weissem Malerüberkleid um ein Nachtlager. Unmöglich, jetzt noch jemanden unterzubringen! Ein Typ übrigens, der eben einer wüsten Schlägerei entronnen sein musste. Über die ganze rechte Gesichtshälfte hatte er eine lange rote Narbe und war grausam anzusehen. «Wenn ich nur auf dem Boden schlafen könnte?» meinte er. In der Stube war noch eine lange Holzbank frei. Sie wurde sein Himmelbett!

Immer an Weihnachten wurde bei uns auch richtig Weihnachten gefeiert. Selbst die Weihnachtsgeschichte aus dem Lukasevangelium wurde vom Herbergsvater in ihrer ganzen Ausführlichkeit deklamiert. Dazu brauchte Vater Herzog die Bibel allerdings nicht, denn in seiner Jugendzeit war das Auswendiglernen ganzer Kapitel der Bibel eine Selbstver-



ständigkeit – jung gelernt ist alt gekonnt. Die Weihnachtslieder klangen nicht ganz rein, doch manch einer war froh, im milden Kerzenlicht wenigstens dabei sein und heimlich eine Träne fallen lassen zu können. Dank vieler Zuwendungen aus der Bevölkerung konnten jeweils die Wanderer mit frischen Gebrauchtkleidern und Schuhen ausgestattet werden – so damals auch der Nachzügler im Malerüberkleid. Wie üblich erschien vor dem Auszug die Polizei zur Fremdenkontrolle und nahm den Nachzügler als sogenannten «schweren Jungen» mit, was uns kaum verwunderte. Zwei Jahre später stand dieser ganz unvermittelt hinter der erschrockenen Mutter in der Küche, legte einen Fünfliber auf den Tisch und sagte: «Seit jener Weihnachtsfeier habe ich nichts mehr angestellt. Es erstaunte mich, dass bei Euch nichts abgeschlossen war. Nun wandere ich aus, um anderswo neu zu beginnen!» Ich bin davon überzeugt, dass meine Eltern diesen Sonderling noch lange im Gebet begleitet haben.

Jeweils zur Zeit von Heu- oder Traubenernte konnte aus der Herberge manche Arbeitskraft an die hiesigen Bauern vermittelt werden. Nicht jeder allerdings war eine Arbeitsbiene, oft fehlte einfach die berufliche Basis, einige gar mussten ganz massiv zur Arbeit angehalten werden. Bei etlichen waren die Kräfte schon so zerronnen, dass an einen ordentlichen Einsatz nicht zu denken war. Einmal hätte ein kräftiger Typ als Heuer eingesetzt werden sollen, doch scheiterte der Einsatz schliesslich an der «Lohnforderung»: Kost und Logis und mindestens 18 Liter Most im Tag!

Die Arbeitssuche war ja meistens nur ein Vorwand zur Kontaktsuche. Nach Geld fragen war verbotenes Betteln, nach Arbeit fragen hingegen galt als redliches Bemühen zur Existenzsicherung! Wesentlich war dabei die Formulierung der Frage. «Habt ihr Arbeit?» Das wäre psychologisch ganz falsch gewesen. «Ihr habt doch gewiss auch keine Arbeit?» tönte doch schon besser! So oder so, ein Zehrpennig schaute meistens doch heraus, zumal der altgediente Kundi ganz genau wusste, wo was zu holen war. Wo keine Blumen waren, wurde grundsätzlich nicht nach Arbeit gefragt.

Manchmal ging der Schuss auch nach hinten hinaus, wenn nämlich wirklich Arbeit vorhanden war: Holz spalten, Garten umgraben oder dergleichen. Da musste natürlich eine Ausrede bereit sein. In Variationen lautete sie gleich: Das Überkleid oder das Werkzeug liege in diesem oder jenem Bahnhof oder beim vorigen Meister und müsse halt zuerst geholt werden. Leider fehle aber ausgerechnet heute das Bahngeld. Nach Vorschein desselben hörte der bereitwillige Arbeitgeber nie mehr etwas von seiner vermeintlichen Hilfskraft.

Um in den Genuss von Naturalverpflegung zu kommen, musste im Vierteljahr mindestens 14 Tage gearbeitet werden. Die Arbeitstage wurden im Wanderbuch registriert. Auch unsere Eltern beschäftigten immer wieder Kundis in Haus und Garten, nicht immer mit gutem Erfolg. So musste zum Beispiel ein gewisser Bächler den Garten umgraben.



Fleissig war er, aber schon am ersten Abend brachte er ungeheissen etwa fünf Kilo Rosenkohl nach Hause mit den Worten: «Wenn das Zeug in der Küche nicht verdorben wird, ist es ein verd... gutes Gemüse!» Gerade diese Stauden hätten aber auch draussen bleiben können. Bei seiner Arbeit richtete er zudem 120 Meter wunderschöne Himbeerkulturen zu Grunde, indem er mit der Grabschaufel, statt mit der Grabgabel arbeitete. Sämtliche Wurzeln waren abgestochen, nicht eine Staude überlebte.

Doch unter den Handwerkern waren sehr oft geschickte Leute zu finden. Die seinerzeit herrschende Arbeitslosigkeit trieb besonders alleinstehende Männer auf die Strasse. So erinnere ich mich daran, wie ein alter Spengler an unserem Hause ein Blechdach anfertigte, perfekt wie mit Blechschere und Biegemaschine, obschon ihm nur eine Axt und ein Hammer zur Verfügung standen. Das Dach ist heute nach vierzig Jahren noch in Ordnung!

Wie schon vorher erwähnt, wurden der Herberge viele Kleider und Schuhe zur Weitergabe geschenkt. Besonders aus der nahen Wäckerlingstiftung wurden solche kofferweise abgegeben. Darüber hinaus stellte der Herbergsvater auf eigene Kosten zweimal im Jahr einen wandernden Schuhmacher an, der die schlimmsten Schlarpen wieder «kundigerecht» aufmöbelte. Werkzeuge, Leder, Pechfaden und Schweinsborsten mussten natürlich aus dem kargen Kostgeld gekauft werden. Dafür gab es keine offiziellen Entschädigungen. Aber nicht alles, was an die Wanderer abgegeben wurde, wurde auch getragen. Manches Sockenpaar wurde umgehend um eines Mostes willen versilbert. Schliesslich laufen ganze Völker nur auf sogenannten Schuhlumpen oder Papiereinlagen herum!

Vater Herzog konnte anlässlich der Liquidation der «Allg. Konsumgesellschaft Meilen und Umgebung» viele Hemden und Hunderte von gestärkten Papierkragen für wenig Geld erstehen. Die Papierkragen auf «Brieslihemden» geknüpft, vermittelten dem Träger wenigstens um die Halspartie herum ein manierliches Aussehen oder gar ein angehobenes Selbstbewusstsein. Auch da galt das Wort von den Kleidern, die Leute machen.

Ein kleines Männchen deckte sich regelmässig mit solchen Papierkragen dutzendweise ein, denn für sein Kleinhandwerk war ein distinguiertes Aussehen vonnöten. Sein einziges Werkzeug war ein kleiner Striegel. Mit diesem zog er von Haustüre zu Haustüre, um Blocher zu reinigen. Die ehemaligen Gussblocher, die für das Glänzen der gewichsten Böden verwendet wurden, füllten sich jeweils im Verlaufe fleissigen Gebrauches mit Schmutz und Haaren und konnten eben mit einem solchen Striegel bestens gereinigt werden. Für einen Batzen, ein Möstli oder eine Verpflegung wurde eine Reinigung vorgenommen. So brachte der Mann sich ehrlich über die Runden. Sein Vater sei Millionär gewesen, sein Beruf sei erst Kaufmann, dann Saufmann und dann eben Laufmann



gewesen. Alternativ schon dazumal, es gibz nichts Neues unter der Sonne.

In der Ostschweiz war das Netz der Herbergen recht dicht, in der Zentralschweiz etwas weniger; in Kanton Bern hingegen gab es überhaupt keine Unterkünfte. Sobald sich ein Tippelbruder in die Gemarkungen Berns verirrte, wurde er aufgegriffen und per Schub im Güterwagen in seine Heimatgemeinde abgeschoben. Kaum einem bereitete dies Mühe, selbst dann nicht, wenn an der Bestimmungsstation die Polizei als Empfangskomitee bereit stand. Das bedeutete höchstens eine Nacht im sogenannten Spritzenhaus. Den örtlichen Behörden aber war dazumal die Rückkehr eines verbrieften, armengenössigen Bürgers selten willkommen. So wurden denn die meisten mit neuem Zehrgeld versehen umgehend wieder auf die Walz entlassen.

Die Winter waren besonders bei älteren Wandervögeln nicht beliebt. Da musste wohl oder übel versucht werden, sich bei einem gütigen Bauern zu verdingen. Wenn dies bis Ende Dezember nicht möglich wurde, dann blieb als letztes Ventil eine kleine Dummheit, damit wenigstens ein oder zwei Monate im warmen Gefängnis zugebracht werden konnten. Sobald jedoch die ersten Amseln zu hören waren, fürchteten die Kundis weder Tod noch Teufel. Dann galt es, schnellstens los zu kommen von den freiwilligen Banden! Jedes Wiedersehen mit einem Kumpanen gab Anlass zu einem bescheidenen Frühlingstrunk.

In den Sechzigerjahren wurde die Herberge in Obermeilen aufgehoben, da mit steigender Konjunktur selbst schwache Arbeitskräfte noch einen Stall finden konnten. Ältere Wanderer wurden zunehmend von den Behörden in Altersheime gesteckt, und seit Einführung der AHV waren die Versorgungslasten für die Gemeinden bedeutend kleiner geworden.

Wohl eines der schönsten Erlebnisse für die Herbergseltern war ihr silbernes Hochzeitsjubiläum im Jahre 1934. Aus allen Richtungen strömten die Kundis zusammen, um am Fest teilnehmen zu können. Da wurde denn auch das Mostkontingent gelockert, und es gab einen Musikabend seltener Prägung, wie er kaum organisiert werden könnte. Mit allen möglichen und unmöglichen Gegenständen und Instrumenten wurde musiziert. Natürlich nicht ganz so stubenrein, aber von Herzen. An jenem Abend erhielten die Herbergseltern den Dank für viele Jahre Dienst und Aufopferung für die Brüder der Landstrasse. Müsste heute wieder ein solcher Dienst organisiert werden, brauchte es mindestens einige Sozialarbeiter mit besonderer Ausbildung dazu. Ob allerdings auch das Herz dabei wäre, bleibt eine offene Frage. So wie die Arbeit an der Seidengasse im Stillen getan wurde, so ist es still geworden um die Herberge und die Herbergseltern. Still geworden ist es auch um eine Institution, die für ihre Zeit Salz und Pfeffer und oft auch Balsam gewesen ist. Schade, dass alles vorbei ist.